

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 23 (1933)
Heft: 42

Artikel: "Der Gerechte schlage mich freundlich"
Autor: R.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-647834>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Rote Blätter.

Von Wilhelmine Baltinester.

Der rote Herbst stand im Lande. Auf der windgezausten, zum letzten Schnitte reifen Wiese saßen ein Mann und ein Weib: Sabine Höchst und Steffen Marx. Zwischen ihnen zog durch sein tiefes, steiniges Bett mit glucksenden, springenden Wellen der Bach, der ihre beiden Grundstücke trennte. Auf seinem schaukelnden Rücken trug er rote Blätter — die hatte der mürrische Herbstwind den Bäumen des Laubwaldes, aus dem der Bach niederschloß, pfeifend abgerissen und in das kalte Bett gewirbelt. Mit dunkler Stimme, die die hell singende des ziehenden Wassers überschattete, sagte die Frau:

„So haben wir vor zwanzig Jahren im Frühling hier gegessen, du dort und ich da.“

Und sie schwieg und dachte weiter: Damals waren wir beide ledig. Meine Eltern, in Not und Arbeit hart geworden, zwangen mich zur Ehe mit Jordan Höchst. Und du, Lieber, hast in deiner Einsamkeit dann auch eine andere Ehe geschlossen. Hier saßen wir und nahmen Abschied. Ich wußte: wenn ich nach Hause kam, wartete Höchst mit dem Verlobungsringe. Schwer war's, schwer wie heute. Damals trieb der wilde Bach Blüten mit, flaumzarte, rosigweiße. Ihm ist es ja gleich: einmal Blüten, einmal tote Blätter. Unbekümmert wie das Leben ist er, treibt alles mit. Das rote Blatt da hüpfte und windet sich, als könnte es so seiner Bestimmung entgehen. Jetzt ist es oben auf einem hohen Steine, der aus dem Wasser ragt, bleibt liegen wie gerettet. Es weiß nicht, daß das nächste höher springende Wellchen es wieder mitreißen kann. Willenlos treiben wir alle! Alles, was wie Anstrengung, Versuch zur Selbstbestimmung aussieht, ist nur Getriebenwerden. Nicht wir, die Strömung gibt die Richtung!

Der Mann reichte der Frau die Hand hinüber und sah ihr in die verdunkelten Augen: „Wagen muß man es! Nur ein Sprung über den Bach! Du zu mir oder ich zu dir! Und wir haben damit unser Schicksal in die Hand genommen!“

Die Frau schüttelte müde den glattgescheitelten Kopf. „Mein Sohn hat gesagt: „Wenn Steffen Marx als dein Mann zu uns zieht, gehe ich!“ Darf ich meinem Kinde die Heimat nehmen?“

Dann komm zu mir und laß ihm Haus und Hof. Komm jetzt, komm gleich! Da, meine Hand. Nur ein Sprung über den Bach. Ich führe dich hinüber und sage zu meiner Tochter: „Da ist Sabine Höchst, meine Braut!“

„Gib meine Hand frei, du Guter! Haben wir es nicht schon tausendmal besprochen, seit du und ich verwitwet sind? Denkt deine schöne, stolze Tochter nicht ebenso wie mein Sohn? Die geht, wenn ich komme! Ich will dein Kind nicht vertreiben ... So geht es nicht und so nicht.“

Sie wollte sich erheben. Aber er hielt ihre Hand: „Vielleicht stimmen wir sie doch um. Vielleicht in den langen Winterabenden, die nun bald kommen, an denen man so viel beisammensitzt und denken und miteinander reden kann.“

Trauriges Besserwissen machte die Frau stumm.

„Vielleicht doch ...“ sagte der Mann noch einmal; es klang nicht mehr so hell und zuversichtlich.

Die Frau drückte ihm abschiednehmend die Hand, ließ die ihre dann doch wieder eine lange, wehe Weile in der seinen ruhen, als müßte ihr aus dieser warmen Rast Kraft für ihre große Einsamkeit kommen. Sie wußte: So gewiß, wie jetzt im Herbst keine Blüten hier unten im Bache treiben, so gewiß ist es, daß wir den Sinn unserer Kinder nicht ändern können.

Jetzt wollte sie ihre Hand aus der seinen nehmen und gehen. Ein letzter starker Druck hielt sie fest. Gequält von so viel Liebe, die auch in ihr hochschlug und auf die sie doch

verzichten mußten, senkte die Frau die schwere bleiche Stirn und starrte, um des Mannes geliebtem Blicke zu entgehen, in den Bach, der ihre Güter trennte. Da sah sie im Wasser unten sein Gesicht sich hinüberneigen, sah seine Züge undeutlich in den Wellensprüngen des Baches. Sie begnügte sich mit diesem matten Abbilde; denn um ihm jetzt gerade wegs ins Gesicht zu schauen, fehlte ihr die Kraft. Mit schmerzengroßen Augen sah sie sich ein letztes Mal aus ganzem Herzen satt.

Langsam loderten sich die verkrampften Hände. Ueber die beiden dort unten im wandernden Bache traurig zueinander geneigten Gesichter glitten rote Blätter wie schwere, blutdunkle Tränen

„Der Gerechte schlage mich freundlich.“

Psychologisches aus Kinder- und Schulstube.

Ein guter Erzieher muß vor allem ein guter Psychologe sein, beides: Seelenkundiger und Seelenkündiger. Wenn diese Eigenschaft schon bei der Dressur eines Tieres zur notwendigen Ausrüstung des Erziehers gehört, wie viel mehr, wenn es sich um die Erziehung von Kinderseelen handelt. Da heißt es vor allem heimisch werden in der Anschauungswelt, dem Begriffsvermögen, den Willensfähigkeiten des Kindes. Nur wer zu der Seele eines Kindes hinabsteigen kann, wird sie mit Erfolg zu sich heraufführen; nur wer in ihr beheimatet ist, kann sie als einen Garten bebauen: guten Samen säen, Unkraut vertilgen. In der Kindesseele leben, mit ihr arbeiten, heißt sie bilden.

Das gilt namentlich da, wo eine junge Seele durch weises Mahnen und mildes Strafen von den Hemmnissen, die sich ihrer Entfaltung widersetzen, befreit werden muß. Ja, das Kapitel Strafen ist das allerschwierigste in der ganzen Pädagogik, und es ist doch berufen, das allergeeignetste zu werden. Diese Wahrheit möchte ich nicht in Form einer Abhandlung, sondern an einigen Beispielen aus dem erlebten Leben dartun.

Wie furchtbar sich der Mangel an einer Einfühlung ins Jugendleben rächt, wurde mir einst in einem norddeutschen Tagelöhnerdorf klar. Verwundert äußerte ich mich über die Stumpfheit und Unerzogenheit der Dorfkinder. Da sagte mir die Gutsfrau, die sich übrigens viel Mühe gab, die „Leute“, wie man dortzuland die hörigen Arbeiter allgemein nennt, für etwas Höheres zu gewinnen: „Die Erziehung in unserm Dorf liegt ganz im Argen. Die oberste Frage lautet: „Wer behält den Willen, die Eltern oder das Kind?“ Eine weite Strecke läßt man diesem den Willen, ohne zu fragen, ob er gut oder böse, der Erziehung förderlich oder hinderlich sei. Zum Beispiel kann eine Mutter dem Arzt, der einen Jungen eine Verordnung, einen Trank verschreibt, mit der größten Selbstverständlichkeit sagen: „Dat deißt hei nich — dat nimmt hei nich!“ Sieht sich aber dieselbe Mutter durch des Knaben Eigenwillen in ihren Ansprüchen bedroht, so schlägt sie ebenso selbstverständlich auf ihn ein. „Schacht“ (Prügel) ist ihr einziges Erziehungsmittel.“ Aus diesem unverdächtigen Zeugnis erhellt sich mir schlaglichtartig der ganze geistige und sittliche Tiefstand jener Bevölkerung, dessen Ursachen ich schon zwanzig Jahre früher, als Student in der Nähe jenes Dorfes, nachgegangen war. Was kann aus solchen Kinderstuben Gutes kommen, wo die Willkür, diese übelste Beraterin aller Erzieher, herrscht?

Aber, mußte ich in meinem Denken fortfahren, ist es anderswo, in gebildeteren und sittlich höher strebenden Kreisen viel anders, viel besser? Ich will nicht Vergleiche anstellen, sondern an den vorhin angekündigten Beispielen versuchen, den Weg zur rechten Erziehungskunst zu zeichnen.

In einem kinderreichen Haus der bekannte Lärm, wenn die wilde Jagd durch alle Räume tobt und nicht einmal vor der „guten Stube“, auch Salon oder „kalte Pracht“ genannt, halt macht. Da, ein Klirren und dann plötzliche Stille. Der Vater kommt und sieht nach; die Kinder um die zerbrochene Vase auf dem Boden her, des Strafgerichts gewärtig. Aber der Vater hat sich rasch gefaßt; die Lust, sich als guten Erzieher auszuweisen, ist größer als der Schmerz um das kostbare Familienerbstück. „Kinder, Kinder, was habt ihr angestellt! Ein Glück, daß ich gerade gestern aus der Stadt den neuen Porzellantisch mitgebracht habe. Laßt uns ihn ausprobieren.“ Und sie gehen mit Eifer ans Werk. Scherbe fügt sich an Scherbe und wird festgeleimt. Eins der Geschwister ist findiger als das andere, die Stücke an die rechte Stelle zu bringen. Bald ist's ihnen gar nicht mehr zumute, als ob ein von ihnen angerichteter Schaden geheilt werden müsse, sondern als ob der Vater mit ihnen ein fröhliches Zusammenfestspiel treibe. Als dann die geflickte Vase wieder auf ihrem Gesimse thronte, blickten sie die Kinder mit wahrer Ehrfurcht an, noch mehr aber die Hand des Vaters, der sie, die Missetäter, so freundlich geschlagen und die Vase so kunstfertig geflickt hatte. Fortan betraten sie die gute Stube wie ein Heiligtum und gingen nur noch sanften Schrittes an der Unglücksstelle, die für sie zu einem Ort reinsten Kindesglücks geworden war, vorbei. —

Der kleine Paul hätte sich fürs Leben gern einen Weder angeschafft. Acht und einen halben Franken sollte er kosten; aber es fehlte ihm das Wichtigste dazu, das Geld. Flugs schrieb er eine Rechnung und legte sie der erstaunten Mutter vor: Für das Anziehen des Brüderchens, für Holz und Wasser tragen, Besorgungen machen und so und so viel; die Rechnung stimmte bis auf den Bogen; acht und einen halben Franken betrug die Summe. Mit einem etwas unsichern Blick auf die Mutter, ob nun die Rechnung auch wirklich stimmen und er in den Besitz des ersehnten Weders kommen würde, ließ er sie allein. Am Abend fand er auf seinem Kopfkissen die Gegenrechnung: Für Ernährung, Erziehung, Krankenpflege, Nachtwachen, Liebhaben — und hinter jedem Posten eine Null, in das Stück Papier gleichwohl die 8½ Franken eingewickelt und dabei die Worte: „Nun lauf und kauf!“ Wer aber nicht zum Uhrmacher ging, sondern das Geld stillschweigend in den Nähtisch legte, war unser Paul. Darauf schlang er die Arme um die teure Mutter und bat um Verzeihung für seine Unfindlichkeit. Eine große Freude machte ihm dann der Weder auf dem Geburtstagstisch. —

Eine Mutter hatte ein altflug und vorlaut Bublein, das außerdem mit einer sehr starken Phantasie begabt war. Seine Einbildungskraft trieb nicht nur wunderliche Blüten, sondern schoß sogar üppig ins Kraut. Der Knabe steigerte sich so sehr in seine Phantastereien hinein, daß er sich in dem Wirrwarr selber nicht mehr zurecht fand und manches, was er sich ausgedacht hatte, als Erlebnis ausgab. Dadurch setzte er sich dem Verdacht der Unwahrhaftigkeit aus und wurde der Lüge geziehen. Freilich die Mutter wollte diesen Vorwurf nicht wahr haben: „Ich werde nie ein Kind einen Lügner schelten; denn dadurch laufe ich Gefahr, ihn dazu zu stempeln, ihn dabei zu behaften, und ehe wir uns des versehen, fängt er an, sich in der ihm zugedachten Rolle zu gefallen und das zu werden, was wir aus ihm gemacht haben. Gewiß, jede einzelne Lüge muß ihm mit aller Strenge zum Bewußtsein gebracht werden; aber Phantasiegebilde sind keine Lügen, sondern Ausgeburten eines krankhaften Seelenlebens.“ Ihr mütterlicher Instinkt wies ihr den Weg, das Kind von seiner Sucht zu befreien. Sie widmete ihm täglich eine besondere halbe Stunde, nahm es auf den Schoß und erzählte ihm nach dem Grundsatz der Homöopathie: „Aehnliches wird durch Aehnliches geheilt“ sinnige Märchen, die geeignet waren, die

Freude am Außergewöhnlichen, Ueberralltäglichen zu nähren, ohne dem verderblichen Hang nach Seelenabenteuern zu frönen. Die mütterliche Kur hat gut getan. Der Knabe ließ von seinen wirren Phantasien und baute sich in der treuen Pflege der Mutter eine Welt des Interessanten und Schönen auf. Und merkwürdig, das Prahlen des kleinen Gernegroß und seine Neigung zum Uebertreiben und Schwindeln nahm ein Ende.

Wie in der Kinderstube, soll auch in der Schulküche die Psychologie, am besten im Bunde mit feinem Humor, das Szepter führen. Vor mir steht das Bild unseres alten Rektors. Gegen seine Methodik und Pädagogik war manches zu erinnern; Verstöße gegen die Schuldisziplin, besonders wenn von außen her etwas zu seinen Ohren gelangt war, ahndete er mit unmenschlicher Härte. Aber im Innern des Schullebens wußte er die Fälle wundervoll milde abzuwandeln. — Einst hatte ihn ein Schüler in die nicht eben schmeichelhafte Nähe eines bekannten Haustieres verlegt. Das war ihm hinterbracht worden, und er ließ den Sünder zu sich kommen: „N. N., du bist angeklagt, mich ein . . . genannt zu haben; bestätigt sich diese Aussage?“ Der Knabe gab den Tatbestand zerknirscht zu. Darauf der Rektor voll Hoheit: „Persönliche Ansichten! Du kannst gehen.“ — Bei einem optischen Versuch war der Lehrsaal verdunkelt. Ein Knabe machte sich die Finsternis zunutze, um seinen Vordermann ins Bein zu kneifen. Zu seinem Schrecken ertönte alsbald des Rektors Stimme: „Oha, du hast den Lehen getroffen!“ — Einen stark ins Vollmaß geratenen älteren Schüler hatte einer der Lehrer Giraffe gescholten. In seiner verletzten Primanerwürde lief dieser zum Rabi: „Herr Rektor, Herr Professor X. hat mich eine Giraffe genannt; das brauche ich mir doch nicht gefallen zu lassen!“ Der Rektor erwiderte: „So, Herr Professor X. hat dich eine Giraffe genannt; das ist freilich schändlich!“ Und dann maß er den vor ihm stehenden Jüngling von oben bis unten, von unten bis oben und sprach: „Je länger ich dich betrachte, desto mehr komme ich zu der Ueberzeugung, daß du einer Giraffe nicht unähnlich siehst. Hast du noch etwas vorzubringen?“ So war der Fall für alle Teile in Minne erledigt. Für den Ankläger war es ein gutes Zeichen, daß er die Szene auf dem Rektorat den Klassengenossen fröhlich zum Besten gab.

Der Sänger des hunderteinundvierzigsten Psalms war ein Pädagoge von Gottes Gnaden; das läßt der fünfte Vers erkennen: „Der Gerechte schlage mich freundlich und strafe mich (also); das wird mir wohl tun als ein Balsam auf meinem Haupte.“

Dr. R. B.

(Aus „Eternzeitschrift“, Drell Füßli, Zürich.)

Rundschau.

Deutschland verläßt den Völkerbund.

Vergangene Woche verkündete der Telegraph, Frankreich, England und die Vereinigten Staaten hätten sich geeinigt und der deutschen Delegation an der Abrüstungskonferenz erklärt, daß die drei Staaten unter keinen Umständen einer deutschen Aufrüstung zustimmen würden; welches auch die Ergebnisse der Konferenz sein sollten, Tanks, Bombenflugzeuge und schwere Kanonen seien den Deutschen auf jeden Fall zu verbieten.

Außerdem behandelte die Abrüstungskonferenz die Frage einer Kontrolle der Rüstungen während einer vierjährigen Probezeit; es sollte nachgesehen werden, ob die Staaten gehorchten. Selbstverständlich wäre auch Deutschland, das in Versailles den Verzicht auf schwere Waffen vorgängig den andern unterschrieben, unter solche Kontrolle gefallen.

Endlich wollten die Franzosen auch, daß die S. A.-S. S.-Abteilungen des dritten Reiches aufgelöst würden, da